

Ich beginne mein Tagebuch am Flughafen von Istanbul bei „The Greenport“, einer offenen Bar, die zwischen diversen Duty-free-Boutiquen und Parfumshops Efes-Biere und Tee verkauft. Bis zum Weiterflug nach Jakarta werden noch mehr als zwei Stunden vergehen. Meine Bordkarte musste wegen eines Systemfehlers von einer Mitarbeiterin am Schalter der Turkish Airlines per Hand ausgefüllt werden. Ich mache mir keine übermäßigen Sorgen deshalb. Generell ist das die stoische Haltung, die ich mir vorgenommen habe, als ich mich fragte, wie ich es in den Tropen eigentlich aushalten will als jemand, der bereits das Spazierengehen am Schlesischen Tor unerträglich findet. Sich nicht zu viele Sorgen machen, dachte ich, die Dinge passieren lassen, an das Gute glauben. Ich bestelle Salznüsse und ein Wasser. Im Radio läuft eine Instrumentalversion von Celine Dions „My heart will go on“.

Dreizehn Stunden später bin ich von Jakartas Wärme spontan begeistert. Die Flughafenmitarbeiter tragen weit geschnittene, pastellfarbene Uniformen, und ihr Lächeln wirkt tatsächlich ansteckend. Ich bewege mich langsam, es ist längst dunkel. Der Fahrer des Goethe-Instituts erklärt, dass in Indonesien jeden Abend um Punkt sechs die Nacht hereinbricht, an 365 Tagen im Jahr. Die Regenzeit ist gerade vorbei. Auf der Stadtautobahn denke ich zunächst an Chicago, was an den Hochhäusern liegen mag und an den überdimensionalen Werbetafeln. Wäre ich jemals in einem anderen asiatischen Land gewesen, würde ich vermutlich an diese Länder denken anstatt an die Vereinigten Staaten. Wahrscheinlich denken viel zu viele Leute viel zu oft an Amerika. Der Wagen des Goethe-Instituts steht selbstverständlich eine Weile im Stau. Nun bin ich also Teil jener vielspurigen Blechlawine, die ich aus der Bildersuche kenne. Blutjunges Rollerfahrer, bunt gemalt Polohemden, weißer Mundschutz.

Die Idee ist, dass mich in Jakarta jetzt erst mal das Gleiche interessiert, das mich auch in einer europäischen oder amerikanischen Metropole interessieren würde. Am Telefon habe ich dem Leiter des Goethe-Instituts etwas plump die Stichworte Mode, Kunststudenten und elektronische Musik genannt. Ich bin einverstanden damit, mich fortan für die Leidenschaften von Menschen zu interessieren, die jünger sind als ich. In meinem Alter ziehen sich die meisten in Partnerschaften und Familien zurück, weil sie sich davon mehr Halt versprechen als von den eklektischen Gemeinschaften der Zwanziger. So gesehen, hat mich das Goethe-Institut in ein besseres Land geflogen. Man sagt, die Hälfte aller Indonesier sei jünger als dreißig.

Am Samstagabend geht man mit mir clubben. Meine beiden regionalen Guides, zwei junge Frauen aus Jakarta, erzählen, dass dem Nachtleben ihrer Stadt etwas fehlt, seit das legendäre Stadium geschlossen wurde. Ein Polizist sei in dem 24-Stunden-Club vor gut einem Jahr an einer Überdosis gestorben, was zwangsläufig wie eine eher mäßige Pointe klingt. Wir gehen ins Colosseum nach Chinatown. Dort wird eine immense Lightshow geboten, es gibt Visuals auf riesigen Leinwänden, und von der hohen Decke hängen rhythmisch aufleuchtende Schnüre hinab. Die Musik steigert sich nicht, sie bleibt die ganze Zeit auf dem Höhepunkt, grell, auch etwas hysterisch, und zu späterer Stunde treten bemalte Tänzer auf. Ein Club wie ein Disney-Fahrtgeschäft. Ich gehe mit teurem Bintangbier spazieren und habe eine gute Zeit. Das Publikum lehnt an Stehtischen, die mit Getränkekübeln und Shishas bestückt werden, sobald man dafür bezahlt. Viele blicken auf ihre Telefone. Gruppenfotos mit Blitz, Tableservice, Wodka Energy im fernen Asien. Dass so wenig getanzt wird, sei ganz typisch für Jakarta, sagen meine Guides.

Obgleich ich in den letzten zwei Jahren eine eher hagere Phase durchlaufe, kom-

Zurück in die Zukunft

Meine kurzen Tage und langen Nächte im Land des Lächelns: Wie ich einmal durch Indonesien reiste und auf der Insel Leila fast von einer Kokosnuss erschlagen worden wäre.

Von Leif Randt



Grell, jung, laut: Nachtleben in Jakarta

Foto Prisma/Gonzalo Azumendi

me ich mir auf den schmalen Bürgersteigen von Menteng merkwürdig wuchtig und fleischig vor. Als neben mir ein zweiter blasser Deutscher spaziert, verstärkt sich dieses Gefühl. Gehen zwei Kartoffeln durch Jakarta, sagt die eine: „Es ist nie ein gutes Zeichen, wenn in einem Lokal keine Indonesier sitzen.“ Einige der Streetfood-VVerkäufer rufen uns schon von weitem deutsche Phrasen zu. „Wie geht’s? Ich liebe dich!“ Vor einem gutbesuchten Restaurant sammeln zwei Kinder Spenden, indem sie in verdreckten Fabelkostümen mit riesigen gelben Schaumstoffköpfen zu einem Lied tanzen, das als großer, regionaler Hit gilt und unglaublich fröhlich ist.

Mit steigendem Einkommen schwindet vermutlich die Zeit, die man in Jakarta unter freiem Himmel verbringt. Für umgerechnet drei Euro kann man fünfzig Minuten lang in einem klimatisierten Taxi durch die Stadt fahren und sich dabei im Radio die Smashhits von Ellie Goulding anhören. Zudem eröffnen ständig neue Shopping-Malls, die mit Cara-Delevingne-Werbebanern gepflastert sind und ihre Innentemperatur auf unter zwanzig Grad senken. Mir als Touristen geben diese Malls ein heimeliges Gefühl, und auch die Einheimischen kehren gerne dort ein. In der Villa des ehemaligen indonesischen

Präsidenten Habibie treffe ich hochgewachsene deutsche Männer in Batikhemden. Sie leben alle schon eine ganze Weile in Indonesien und erzählen mir, dass sich momentan vieles zum Negativen veränderte. Die Herzlichkeit und Güte der Indonesier weiche einer Verunsicherung, das Lächeln vergehe, ein Land werde sich fremd. Das hänge zum einen mit dem sich radikalierenden Wirtschaftsliberalismus und zum anderen mit dem Erstarken fundamentalreligiöser Konservativität zusammen. Ich frage mich, ob es wohl sinnvoll wäre, den gesamten Globus auf diese Diagnose hin zu scannen, und ob man dort, wo sie gar nicht zutrifft, das beste aller Länder finden würde.

Trotz aller Kritik geht von den Männern ein regelrechtes Liebesglühn für Indonesien aus. Es muss in ihren Biographien Zeitspannen geben, in denen sie kein Land mehr geschätzt haben als dieses. Einige von ihnen sind als christliche Deutsche mit muslimischen Indonesierinnen verheiratet – solche Ehen sind mittlerweile gesetzlich untersagt. Ein Jurist aus Franken erzählt, dass schon bald ein Alkoholverbot folgen wird. Doch er gibt die Hoffnung nicht auf. „Man wird das Gesetz umgehen. Das ist eine der Stärken dieses

phantastischen Landes. Man wurstelt sich durch.“

Auf der Zugfahrt von Jakarta nach Bandung sehe ich so viele Palmen wie in Los Angeles, mit dem wesentlichen Unterschied, dass die Palmen hier nicht aus einer spröden, wasserarmen Wüste herausgewachsen, sondern aus üppigem, uferlosem Grün. Selbst die Berge sind bis zum Gipfel mit dunkelgrünen Bäumen bewachsen. Und natürlich steht die Sonne hoch an einem hellblauen Himmel, und Reisfelder ziehen vorbei, Brücken und Täler und zahllose Mofafahrer, die mit laufenden Motoren an Bahnübergängen warten. Große Familien, die vor ihren bescheidenen Blechhütten gemeinsam essen. Spielende Kinder, Ochsen und Schafe. Ich mache Fotos und denke, dass ich später froh sein werde, dass ich diese Fotos gemacht habe. Auf der Rückfahrt, am Ende meiner Reise, wenn sich der Kreis zwischen Bandung und Jakarta wie geplant schließt, werde ich das Fotografieren bleibenlassen und ausschließlich schauen.

Bandung liegt in den Bergen, es ist spürbar kühler als in Jakarta. Früher soll hier einmal viel gefeiert worden sein, doch mittlerweile gibt es strenge Sperrstunden. Auch der offenerherzige und liebenswerte Leiter des hiesigen Goethe-Instituts erzählt von der Veränderung Indonesiens. Er habe das Land lange geliebt, es komplett bereist und sich dabei immer wohl und sicher gefühlt, möchte nun aber weg. Wir trinken einige Bintangbiere in einer Bar, in der ein Billardturm stattfindet, an dem ich spontan teilnehme, um wiederholt an einem kalifornischen Expat zu scheitern. Beim Zubettgehen habe ich ein fiebriges Gefühl, das bizarrerweise mit einem ungehört hohen Maß an Behaglichkeit einhergeht. Ich höre die Klimaanlage leise summen, und die Aussicht, acht Stunden zu schlafen, wirkt beruhigend.

Die größte muslimische Demokratie. Das ist eine dieser Informationen, die man erhält, wenn man deutsche Bildungsbürger nach Indonesien fragt. Und das ist einer der Gründe, weshalb ich nur wenige Shorts, dafür mehr langärmelige Hemden eingepackt habe. Vor Ort erfahre ich, dass in jedem indonesischen Pass eine Religion eingetragen sein muss. Man darf sich als Moslim, Hindu, Katholik, Protestant oder Buddhist ausweisen. Ich überlege, dass im besten aller Länder die Religionszugehörigkeit ebenfalls im Pass stehen müsste, sobald man 23 ist. Jedoch hätte jeder die Möglichkeit, sich eine eigene Religion auszusuchen, und wechseln könnte man seine Glaubensrichtung genau einmal im Jahr. Es würde ständig neue innovative Religionen geben, aber auch Comebacks alter Religionen. Typisch könnte sein, dass man der Religion, die man sich mit 23 ausgedacht hat, ab 31 entsagt, um sich mit 66 wieder auf sie zu besinnen.

Von meiner dritten Station, der Stadt Yogya, schwärmt das ganze Land. Hier leben die Künstler, hier gibt es die meisten Universitäten und natürlich spektakuläre Natur. Eine junge Frau, die für den DAAD Deutschkurse gibt, hat mir ein dichtes Programm zusammengestellt. Ich treffe Theatermacher und Jungverleger und Journalisten. Es ist anstrengend und sehr unterhaltsam. Die Deutschlehrerin ist vom Naturell her optimistisch, ich hingegen eher pessimistisch, das stiftet Humor, wir verstehen uns ganz gut. An den meisten Tagen haben wir einen Fahrer, der am kleinen Finger seiner linken Hand einen sehr langen, aber gepflegten Nagel trägt, um anzuzeigen, dass er nicht körperlich arbeiten muss. Als wir gerade vom buddhistischen Tempel Borobudur ins Zentrum von Yogya zurückkehren, sehe ich einen Transvestiten, der über eine Stadtbücke hinkt. Die Deutschlehrerin erklärt, dass auffällig gekleidete Homosexuelle mehr Chancen auf Almosen hätten, weil dadurch für andere offensichtlich würde, dass jener Mensch als von Gott bestraft einzustufen

ist. Später ergänzt ein Journalist, der für investigative Recherchen angeblich schon oft sein Leben riskiert hat und ein schwarzes T-Shirt der Band The Kiss trägt, dass sich homosexuelle Indonesier zunehmend mit Operationen behelfen. In Yogya gebe es eine moderat muslimische Institution, die Transsexuelle dahin gehend berate, wie sie sich in ihrer neuen Geschlechterrolle islamgerecht verhalten können.

Was ich außerdem in Yogya erfahre: Die höflich-stillen Javaner sind oft genervt von der lauten Direktheit der anderen Inselvölker, während diese wiederum die Javaner für verschlagen halten. Bei McDonald’s werden neben den weltbekanntesten Produkten auch Reis in Burgerpapier sowie eine sehr viel süßere Fanta verkauft, und viele Indonesier glauben an Geister, aber niemand fürchtet sich vor Fledermäusen oder Geckos. Als ich wegen einer Fledermaus vom Tisch aufspringe, lacht man mich aus.

Im Rahmen des International Writers Festival auf der Insel Sulawesi treffe ich den Schriftsteller Andreas Stichmann. Wir sind im selben Hotelraum untergebracht, dessen Lobbykälte Stichmann treffend als „süßlich und billig“ beschreibt. Am ersten Abend gehen wir hungrig und einsam durch die Hafenstadt. Im Boden gibt es Schlaglöcher, die direkt in die Kanalisation führen, und niemand spricht noch Englisch, weshalb wir im Taxi bestimmt fünfmal so viel zahlen wie Einheimische.

Einmal lassen wir uns von einer Fahrradrikscha zu einem Restaurant für Rucherfisch fahren. Dort beobachten wir, wie ein Kellner im Vorbeigehen genervt nach einer fliegenden Kakerlake schlägt. Als die Kakerlake nach dem Schlag immer noch weiterlebt, wechseln wir in ein Lokal, das Clubsandwiches mit French



Leif Randt

Foto Zuzanna Kaluzna/dpa

Fries anbietet. Die Jugendlichen in Makassar wollen ständig Fotos mit uns machen. „Hey Mister!“, rufen sie und eilen mit Smartphones und Tablets heran. Eine erwachsene Frau am Meer sagt einmal so: „You have nice skin“ und nickt danach gedankenverloren vor sich hin. Ich finde ihre dunklere Haut nicht weniger nice, weiß aber nicht, ob sie mir das glauben würde, weil ich immer so schroff wirke, wenn ich etwas sage. An den Festivalabenden finden Konzerte unter freiem Himmel statt. Es gibt keinen Alkohol, dennoch ist die Stimmung prächtig. Die Menschen von Makassar sind ein gutes Publikum. Unter den weiblichen Teenagern finden spontane Reigentänze statt, die ihre farbigen Kopftücher zum Wehen bringen. Einer der jungen Mitarbeiter des Festivals fragt mich, ob es in Deutschland auch schöne Inseln gebe. Ich nicke und sage: „Yes, there are some islands. The nicest island is the island of Hessen.“

Wir internationalen Gäste – Autoren aus Singapur, Malta, Australien, achtzehn deutschsprachige Journalisten sowie Andreas Stichmann und ich – unternehmen am letzten Tag des Festivals einen Ausflug auf die winzige Insel Leila. Wir fahren mit motorisierten Fischerbooten. Ich drehe ein Video, einen Schwenk vom blauen Himmel hinunter zu den Palmen des sich

nähernden Ufers, und schicke dieses via iMessage an eine Freundin in Berlin. Sie antwortet zwei Minuten später. Dass wir zwischen Südostasien und Berlin, obwohl ich auf offenem Meer in einem bescheidenen Holzboot sitze, innerhalb von Sekunden Videos und Texte hin- und herschicken können, kommt mir allen Ernstes futuristisch vor. Für einen Moment habe ich das entspannende Gefühl, die Webgegenwart zu bejahen. Den ständigen Kontakt, die Angeberei, das nervöse Dämmern. Die Sehnsucht nach Sinnstiftung jenseits des Sichtbaren wird zunehmen, und in diesen Markt könnte man hineinstoßen, sobald man seine Sentimentalität überwinden hat. Packen wir es also an, denke ich, und blicke schweigend in die Gesichter der herumherstehenden Journalisten. Auf ihren Stirnen glitzert der Schweiß.

In einer kleinen Hütte zwischen Palmen bietet man uns ein typisch regionales Mittagessen an: gebratenen Fisch, Reis, unfassbar scharfe Soße und für danach geröstete Bananen. Ich esse sofort von den Bananen, in der Hoffnung, dass sie die Schärfe der roten Soße relativieren können. Einer der charmanten local organizers lacht mich aus. Er ist ein cooler Junge in einem beneidenswert schicken Batikhemd, vermutlich Anfang zwanzig. Nach dem Essen stehen wir unter einem blauen Sonnensegel zwischen zwei Palmen, und er lobt meine Brille: „Your glasses are really cool, Leif Randt!“ Ich will gerade etwas über die Brille sagen, als uns ein Knall aus dem Gespräch reißt. Das Sonnensegel beult sich weit nach unten aus und drückt auf unsere Köpfe hinab. Der local organizer schaut mich mit aufgerissenen Augen an: „Cocunut!! Oh my god, mister Leif Randt! Are you okay!?“ Wir gehen einen Schritt zur Seite. Es dauert ein wenig, bis wir gewahr werden, dass wir gerade fast erschlagen wurden. Wir setzen uns wieder in die Hütte. „Here you are safe, Mister Leif Randt.“

Ein strenggläubiges Mädchen, das perfektes Englisch spricht, erzählt von einer Sage, der zufolge in den Kokosnüssen Geister wohnten, die genau wüssten, wen sie trafen und wen nicht. Ein deutscher Journalist glaubt zu wissen, dass Kokosnusschläge in der südlichen Hemisphäre eine häufige Todesursache darstellen. „Der Schädel des früh renommierten Autors Leif Randt, jenes selten lächelnden, oft missverstandenen Urheberes artifizierlicher deutscher Romane, wurde auf der winzigen Insel Leila vor der Küste Sulawesi von einer herbäutenden Kokosnuss zertrümmert.“

Eine Stunde später sitze ich hinten auf einem Motorroller und halte mich an meinem local organizer fest. Gemeinsam mit vier Freunden, die alle exakt zehn Jahre jünger sind als ich, schlägt er sich mit mir die Nacht um die Ohren, um das Champions-League-Finale zwischen dem FC Barcelona und Juventus Turin zu verfolgen. Wir schauen das Spiel auf einer Leinwand vor einem 24-Stunden-Supermarkt. Der Platz ist voll besetzt, es sind ausschließlich junge Männer anwesend, die allermeisten sind mit Motorrollern vorgefahren. Niemand trinkt Alkohol, doch gebuhlt wird bei jeder offensiven Aktion, für beide Mannschaften gleichermaßen, und bei den vier Toren gibt es kein Halten mehr. Nach dem Spiel lassen viele ihre Motoren aufheulen und stimmen Fangesänge auf den FC Barcelona an. Offensichtlich ist, dass man auch Fangesänge auf Juventus Turin angestimmt hätte. Wichtiger als das Drama scheint die Freude an sich. Die Nachrichten werden nicht mehr gezeigt. Bald knattern die jungen Männer auf ihren Maschinen davon. Aus mehreren Moshcreeen ist der Ruf zum Morgengebet zu hören. Es ist fünf Uhr. In genau einer Stunde wird die Sonne aufgehen.

Leif Randt, geboren 1983 in Frankfurt, veröffentlichte zuletzt den Roman „Planet Magnon“. Er war im Mai und Juni auf Einladung des Goethe-Instituts Gast des Residenzprogramms für deutsche Autoren, das 2015 im Rahmen der Initiative „Deutsche Saison in Indonesien“ stattfand. Indonesien ist Ehrengast der diesjährigen Frankfurter Buchmesse.

Frankfurter Anthologie

Emily Dickinson

Diese Welt ist nicht der Schluß.
Jenseits steht Etwas an –
Unsichtbar, wie Musik –
Doch so bestimmt, wie Klang –
Es nickt uns zu, und narrt uns –
Der Scharfsinn – weiß nicht wie –
Und durch ein Rätselsieb, zuletzt –
Zwings – die Philosophie –
Es raten, bricht Gelehrtenhirn –
Es greifen, dafür trug
Mancher ein Menschenalter Schmach –
Zeigt – blutige Stigmata –
Glauben rutscht aus – lacht, faßt sich –
Wird rot, wenns einer sah –
Schnappst nach dem Zweiglein Augenschein –
Fragt nach dem Weg – beim Wetterhahn –
Wild fuchtelts – von der Kanzel –
Braust Hallelujahsturm –
Den Zahn der an der Seele Nagt
Stillt kein Narkotikum.

Aus dem Amerikanischen von Werner von Koppenfels.

Werner von Koppenfels

Der Zahn, der an der Seele nagt

Zu den Rätseln der amerikanischen Literaturgeschichte gehört die unfassbar späte Entdeckung ihrer größten Dichterin. Emily Dickinson, 1830 bis 1886, musste bis in die fünfziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts warten, bis ihre knapp 1800 titellosen Gedichte in einer Gesamtausgabe erscheinen konnten, die das Wunder ihres Dichtens ans volle Licht brachte. Freilich, lyrischer Konformismus war ihre Sache nicht. Als zeitweiliche ungedruckte Autorin konnte die scheinbar weltentrückte „Einsiedlerin von Amherst“ ihrem urpoetischen, ebenso selbstverständlichen wie rücksichtslosen Anders-Sehen und Anders-Sagen der Dinge nachgehen. Die angelsächsischen Modernisten, die viel von ihr hätten lernen können, haben sie – welch ein Versehen – ignoriert.

Einen Aspekt ihrer Radikalität, der auch heute, auf der Höhe ihres Nachruhms, noch tabuisiert scheint, verkörpert das vorliegende Gedicht: ihre harsche Religionskritik. Ohne jedes Gott-ist-tot-Pathos, dafür mit abgründiger Ironie, begegnet sie der metaphysischen Obdachlosigkeit als Grundbedingung der Moderne, und macht der ringsum wuchernden Neuenland-Frömmigkeit samt ihren viktorianischen Euphemismen gnadenlos den Prozess: „Alle außer mir sind religiös und beten jeden Morgen zu einer Eklipse, die sie ‚Vater‘ nennen.“ Dem Erbaulichen bleibt keine Hintertür.

Die Dickinson-Handschrift ist auch in diesem Gedicht unverkennbar und in der Übertragung, soweit möglich, respektiert. So die Exzentrik von Großschreibung und Zeichensetzung, die zerrissene, gleichsam nach Atemstößen rhythmisierte Syntax, der Verzicht auf das schmückende Beiwort, der Kontrast zwischen gängigem und gelehrtem Wortschatz – und nicht zuletzt zwischen dem schlichten Metrum mit seinen Kurzversen und Halbversen und den Inhalten, die es in abgründiger Lakonik mitteilt.

Obgleich das Gedicht unstrophisch daherkommt, erweist sich hier, wie meist bei Dickinson, die vierzeilige Kirchenlied- oder Balladenstrophe als Bauprinzip. Der Auftakters beantwortet die metaphysische Kernfrage und endet, Endgültigkeit vortäuschend, mit einem Punkt. Die übrigen neunzehn Verse sind Widerspruch dazu, fast lauter Hauptsätze, ein durch Gedankenstriche gestauer Gedankenfluss, der eingangs das Objekt der ewigen Suche verflochten benennt: „A Species stands beyond“. Eine ganz andere Gattung will hier erahnt werden, „ein Etwas“ würde man gern übersetzen, wenn es sich metrisch machen ließe. Gott als Neutrum.

Der Text führt uns tief in das Labyrinth der metaphysischen Queste. Er treibt die Vernunft durch ein „Rätselsieb“ (Doppelbedeutung von riddle) und über die verschiedens-

ten Stufen von Ernst und Spott bis hin zum abschließenden Sarkasmus. Am Anfang steht die Paradoxie unsichtbarer Wahrnehmung, eine suggestive Musikmetapher, im Handumdrehen ernüchtert zum Bild des gleichzeitigen Zunickens und Zum-Narren-Haltens: „It beckons, and it baffles –“. Mit der Agonie der Glaubens-Märtyrer, einschließlich Christi, berührt das Gedicht im Zentrum seiner Entfaltung den tragischen Aspekt der Gottsuche. Umso rasanter der Umschlag in den entfesselten Spott auf den Konformismus der Herde, eine hinreißend respektlose Komödie des frommen Tun-als-ob. Die Autorin, Angehörige einer Familie, die mit dem glaubensstrengen Amherst College eng verbunden war, weiß, wovon sie spricht. Zu böser Letzt wirft sie einen wenig konzilianten Blick auf die rhetorischen Verenkungen der Seelenhirten, der ihrem Panorama der puritanischen mauvaise foi ein furioses Finale beschert: „Narcotics cannot still the Tooth / That nibbles at the soul –“. Dieses Ende hebt den Schlusspunkt des ersten Verses mit subversivem Nachdruck auf.

Die hier so brillant eingesetzte Ironie gießt keinen wohlfeilen Hohn über die metaphysischen Sehnsüchte der Menschheit aus. Sie zielt auf die Kurzsicht der Dogmen und die Lippenbekenntnisse ihrer Anhänger. „Den Reiß in jedem Glauben näht / Eine hü-

zichte Nadel“, heißt es an anderer Stelle in zeitloser Aktualität; „Und kein Augenschein verrät – / Luft ist ihr Faden –“. Dickinsons Diagnosen sind, wie gesagt, sarkastisch – und dies im etymologischen Sinn des Wortes, denn sie schneiden ins Fleisch unserer lieb gewordenen Annahmen. Als Zugabe noch eines ihrer schneidendsten Epigramme zum Thema: „Die – damals starben, / Wußten wohin es ging – / Es ging zu Gottes Rechter Hand – / Die Hand ist amputiert / Und Gottes Wohnsitz unbekannt –“. Diese ungläublichen Texte aus der Zeit um 1860 sind alles andere als damenhaft, dafür aber völlig frei von jener essentiellen Überflüssigkeit, die damals wie heute so viel gutgemeinte Lyrik auszeichnet.

Emily Dickinson: „Dichtungen“. Zweisprachige Ausgabe. Ausgewählt und übertragen von Werner von Koppenfels. Dieterich'sche Verlagbuchhandlung, Mainz 2005. 416 S., geb., 24,- €.

Von Werner von Koppenfels ist zuletzt erschienen: „Aus den Kerkern Europas. Poetische Kassisber von François Villon bis Ezra Pound“. Mit zahlreichen Neuübersetzungen herausgegeben von Werner von Koppenfels. C. H. Beck Verlag, München 2014. 135 S., br., 14,95 €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber und das Gedicht in seiner Originalsprache finden Sie unter www.faz.net/anthologie.

Redaktion Hubert Spiegel